

KOMPLOTT IM SÜDEN

ROMAN

VON BEA MILANA

IMPRESSUM

Copyright + Autor: ©Bea Milana

1. Auflage (print): September 2015

Herausgeber: Bea Milana

Lektorat: Hans Peter Roentgen

Buchsatz: Jürgen Eglseer

Buchumschlag: Casandra Krammer Design

ebookcover: Anna Davis

Foto Cover: Lizenzgeber Fotolia – Wilm Ihlenfeld

ISBN: 978-3-00-039361-7



Das Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Autors und seinen Lizenzgebern unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für elektronische oder sonstige Vervielfältigung, der Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, Übersetzung in andere Sprachen, Mikroverfilmung, Verfilmung oder Dramatisierung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar

»Unter den Todsünden ist die Habgier des Menschen die verlässlichste. Sie entzweit Familien, führt Heere gegeneinander, legt Städte in Asche, rottet Völker aus, zerstört die Natur. Worauf man sich am ehesten verlassen kann bei der Habgier, ist ihre immense Schädlichkeit.«

SPIEGEL 7 / 2010

»Hinter der sichtbaren Regierung sitzt auf dem Thron eine unsichtbare Regierung, die dem Volk keine Treue schuldet und keine Verantwortlichkeit anerkennt. Diese unsichtbare Regierung zu vernichten, den gottlosen Bund zwischen korruptem Geschäft und korrupter Politik zu lösen, das ist die Aufgabe des Staatsmannes.«

Theodore Roosevelt, Wahlkampfrede 1912

»Nicht da ist man daheim, wo man seinen Wohnsitz hat, sondern wo man verstanden wird.«

Christian Morgenstern

I

DIE HÖHLE

Die Nacht war eine von vielen, die den Sommer verabschiedeten, doch den Winter noch nicht ahnten. Eine warme Brise durchzog die Luft und die Sterne funkelten noch. Pere schloss die Tür seiner Bar ab.

Mit tiefen Atemzügen sog er die Meeresluft, die die Klippen heraufwehte, in sich hinein, als käme sie aus einer seiner filterlosen Zigaretten. Der harzige Duft der Pinien und der salzigen Brandung drang in seine Nase, entfernt vernahm er das Tuckern der ersten Boote, die die Bucht verließen. Nach einigen Minuten des Innehaltens wandte Pere sich ab, doch in dem Rauschen des Windes und der Brandung schwang ein Wimmern, das ihn verunsicherte.

Irritiert lauschte er in die Dunkelheit.

Das Wimmern – oder was immer es auch gewesen sein mochte – war verstummt. Zögerlich ging er in Richtung seines R4, und dann hörte er es wieder. Schwache, hell klingende, lang gezogene Rufe, weit entfernt. Diesmal erkannte er die Richtung aus der sie drangen, und es klang nicht nach einer Möwe. Es klang nach – Mensch.

Von einer merkwürdigen Unruhe erfüllt, stieg er hastig die Stufen zur Außenterrasse hinab. Von den Klippen führte eine in den Fels geschlagene Treppe steil hinunter zum Meer. Mondlicht schimmerte auf den Stufen und der Strahl des Leuchtturms strich in gleichmäßigen Abständen über die

schroffe Felswand. Die Böen ließen nach, nur das dumpfe Dröhnen der Brandung stieg von unten herauf.

Und das Wimmern. Es schien jetzt viel näher zu sein.

Pere stolperte die Stufen hinunter und erreichte schließlich den Eingang der ersten der beiden Höhlen. Ein feuchter Modergeruch umfing ihn, als er eintrat. Seine Hand tastete nach dem Kippschalter, aber der kleine Stromgenerator in der Ecke sprang nicht an. Wahrscheinlich hatte niemand Benzin nachgefüllt. Schemenhaft erkannte er die Einrichtungsgegenstände, die er mit seinem Bruder in mühseliger Kleinarbeit hergerichtet hatte: die beiden Betten und den in Stein gehauenen Tisch. Das karge Liebesnest, in dem sich seine Gäste vergnügten und in dem gelegentlich auch Sexpartys stattfanden, war in seiner Abgeschlossenheit und Exklusivität ein gern genutzter Ort der Freude. Ihm war das recht. Solange sie sich hier oben vergnügten, verdiente er daran.

Erneut betätigte er den Kippschalter, aber der Stromgenerator zeigte keine Reaktion. Er ärgerte sich, die Taschenlampe vergessen zu haben. Mehrmals rief er, ob jemand da sei, doch keiner antwortete. So schnell er konnte, denn seine Knie machten ihm zu schaffen, lief er weiter, zur zweiten Höhle, nahe der schäumenden Meeresoberfläche. Sie war wesentlich kleiner als die erste und wurde manchmal von den Fischern benutzt, um etwas unterzustellen oder zu verstecken. In dem zerlöcherten Gestein heulte der Wind. Hier wehte der eisige Hauch der Geister, sagte die Legende. Pere verharrte vor dem Eingang. Alle seine Sinne waren zum Zerreißen gespannt. Es dauerte eine Weile, bis sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnten und allmählich schälten sich Schemen aus dem Mondlicht. Müll lag herum. Und in einer Ecke kauerte eine Gestalt.

Ein Junge.

»Luis?«

Er saß mit nacktem Hintern auf dem feuchten Felsboden. Die Hose war herabgestreift, hing lose um die Fußknöchel. Die angezogenen Knie hielt er

mit beiden Armen umklammert. Sein Kopf lag auf den Knien, doch sein Gesicht war von dem langen Haar verdeckt.

»Was ist passiert?« Das Bündel vor ihm reagierte nicht. Pere zog seine Jacke aus, legte sie seinem Neffen um die Schultern und strich ihm mit einer hilflosen zärtlichen Geste die Haare aus dem eiskalten Gesicht.

»Luis, wie geht es dir? Sag was, irgendwas! Sprich doch mit mir! Sprich doch mit mir!«

Doch Luis wimmerte nur, fast unhörbar. Seine Beine zitterten in einem hektischen, aber gleichmäßigen Rhythmus, als würden sie von einem unsichtbaren Motor angetrieben.

Wie er es geschafft hatte, den Jungen die steile Treppe hinauf bis zur Wohnung über der Bar *Paloma* zu tragen? Im Nachhinein schien es ihm eine heldenhafte, fast unmögliche Leistung gewesen zu sein. Sein Schritt glich dem eines Bergsteigers, bedächtig langsam und konzentriert – doch einmal drohte er zu stürzen und konnte sich in allerletzter Sekunde fangen, ohne die Hände, auf denen er Luis trug, zum Abstützen zu benutzen. In der Wohnung war ihm flau und übel geworden. Er reinigte den Jungen von blutigen Exkrementen, wusch ihm die salzige Kruste von der Haut. Stundenlang starrte er in das blasse Gesicht, auf den schmalen Körper. Alles Lebendige schien dem Kind entwichen zu sein.

Wie konnte das geschehen?

Pere versuchte, sich die Nacht in der Bar *Paloma* ins Gedächtnis zu rufen. Seine Erinnerung spielte ihm Streiche. Es war ein Abend wie jeder andere in den Jahren davor, ein normaler Arbeitstag in seiner Bar. Er hatte die letzten Gläser ab gespült und zusammengestellt, als ein Schatten an den Fenstern vorbeigehuscht war. Er hatte die Hand zum Gruß erhoben, ohne zu erkennen, um wen es sich handelte, denn fast täglich empfing die Höhle ihre Besucher. Doch nun fiel ihm auf, dass der Schatten seinen Gruß nicht erwidert hatte.

Wenige Stunden später fiel gleißendes Sonnenlicht durch die schmalen Schlitze der Fensterläden in die Schlafkammer, in der Luis lag. Pere und sein Bruder verließen den spärlich möblierten Raum und setzten sich in der Küche an den Holztisch. Die *Persianer* waren auch hier zugezogen, sodass die Tageshitze des Spätsommers nicht hereindringen konnte. Eine drückende Stille lastete auf dem Raum, nur unterbrochen von einem leisen Seufzer und einem Stuhlknarren. Reden bedeutete, sich einem Konflikt zu nähern, eine Sache anzuerkennen, doch keiner von beiden wagte ein erstes Wort. Pau starrte auf die Fliegen, die sich über die Brote mit *Sobrassada* und über die grünen Oliven hermachten. Schließlich erhob sich Pere, um einen Kaffee mit *Amazonas* zu machen.

»Es ist wahrscheinlich nicht das erste Mal.«

»Was meinst du damit – nicht das erste Mal?«

Pere zögerte. »Ich meine, es ist nicht das erste Mal, dass jemand ..., dass du weißt schon – «

»Aber dieses Mal hat er meinen Sohn genommen, mein Fleisch und Blut! Damit ist er eindeutig zu weit gegangen!«, rief Pau.

Pere nickte. »Luis ist für mich auch wie ein Sohn, vergiss das nicht.«

»Wäre ich doch bloß heute Nacht nicht fort gewesen!« Pau verbarg sein Gesicht hinter den schwieligen Händen.

»Es ist nicht deine Schuld, verdammt!« Der Ältere schnappte sich das Messer, das neben dem Gasherd lag, und begann rastlos hin- und herzulaufen. »Ich habe dir damals schon gesagt, der ist eine Gefahr für unsere Kinder«, knurrte Pere. »Weißt du noch, die kleine Luisa?« Die Zornesfalten zwischen seinen buschigen Augenbrauen zogen tiefe Furchen.

»Wir wissen nicht sicher, ob *er* es war.«

»Natürlich war er es.« Pere rammte das Messer in die Holztür. »Sie wollen nicht, dass man mit dem Finger auf das Mädchen zeigt. Deshalb

schweigen sie. Es ist zum Verzweifeln!« Mit hochrotem Kopf starrte er seinen Bruder an. »Wer könnte es denn sonst gewesen sein, he?«

Pau zuckte mit den Achseln. Seine Augenlider flackerten nervös. Er wusste, dass sein Bruder keinen Widerspruch dulden würde. Schon in ihrer Kindheit war Pere immer derjenige gewesen, der sich gegen Unterdrückung und Unrecht aufgelehnt hatte, während er Konflikten eher aus dem Weg gegangen und sie mit Gleichmut zu ertragen wusste. Das geht vorbei, hatte der Vater immer gesagt.

»Wir können das nicht so einfach hinnehmen, Pau. Wir müssen dem ein Ende setzen!«, rief Pere und Pau wusste, dieses Mal würde die Zeit nicht die Wunden heilen.

Auch am folgenden Tag sprach Luis kein Wort. Immer wieder stieß er schreiend das Laken von sich, um sich dann zitternd zusammenzurollen. Seine Beine durchfuhren starke Schüttelanfälle, wie heftige Böen, die nach einigen Minuten verebten, aber mit umso größerer Heftigkeit wieder auftauchten.

»Sollten wir nicht lieber zu einem Arzt ...?« Pere sah besorgt vom Fieberthermometer hoch. »Vielleicht ist er innen verletzt?«

Mit sorgenvollen Mienen berieten sich die beiden Brüder und beschlossen, noch ein bis zwei Tage zu warten. Sie beteten – inbrünstig wie nie zuvor –, dass das Fieber vorbeigehen möge.

Die Bar *Paloma* war Luis Zuhause und alle Leute, vornehmlich Männer, die dort ein- und ausgingen, Teil seiner Familie. Seine Mutter war bereits früh gestorben und nur wenige Fotos in der Glasvitrine zeugten von ihrer ehemaligen Anwesenheit: eine lächelnde Schönheit mit schwarzem, dichtem, langem Haar, einem Blick voller Sanftmut und einem zierlichen Körper, dessen Haltung Stolz ausdrückte.

Pere schlief nun nicht mehr in seiner Wohnung unten im Hafen, sondern in einer Kammer in der Wohnung von Luis und Pau, direkt über der Bar. Er kümmerte sich rührend um seinen Neffen und unterließ keinen Versuch, ihn aufzumuntern, während Pau in gleichtönige Geschäftigkeit verfiel, um seine Traurigkeit und Resignation nicht nach außen dringen zu lassen.

»Luis, schau, ich hab dir Crema catalana gemacht!« Pere setzte sich ans Bett, in der Hand ein braunes Tongefäß. Der Duft von Vanille und karamellisiertem Zucker zog verführerisch durch den Raum. Luis schaute ihn an. Aber als Pere ihm einen Löffel anbot, drehte er den Kopf weg, die Lippen fest zusammengepresst. Sein Körper – eine einzige Verweigerung. Pere warf ihm einen schelmischen Blick zu und grinste ihn mit gespielter Entrüstung an.

»Luis, das darf doch nicht wahr sein – du lässt doch nicht den alten Pere dein Lieblingsessen aufessen, oder? Ich bitte dich, hilf mir dabei, nur ein ganz kleines bisschen, ja?«

Der Junge glich einer Marmorstatue, kalt und unnahbar, genau wie sein Vater, der sich ebenfalls in die Stille der Isolation zurückgezogen hatte. Pere wollte nicht zulassen, dass sich der Junge mehr und mehr absonderte, andererseits konnte er ihn zu nichts zwingen. Sein Flehen und sein Humor erreichten ihn jedenfalls nicht. Er stellte die Schale neben das Bett. Am liebsten hätte er seinen geliebten Luis in den Arm genommen und gehalten, doch er wagte es nicht, ihn zu berühren. So nahm er das Lieblingsbuch aus seiner Kindheit – ein abgegriffenes Büchlein mit zerfleddertem Einband und dem wohl kürzesten Satz, der je einen Roman eingeleitet hatte:

»Tom!«

Pere wünschte, er könne Luis mit der gleichen Schärfe erreichen, doch dieser hatte im Gegensatz zur Romanfigur nichts ausgefressen. Seine tiefe, aber warme Stimme entführte den Jungen, ob dieser nun wollte oder nicht, in die abenteuerliche Welt von Tom Sawyer und verdrängte zumindest in diesen Stunden die dunklen Schatten, die ihn verfolgten.

Während Luis schlief, betraten eine Etage unter ihm dreizehn Männer die Bar *Paloma*. Keiner wusste, worum es ging, doch allen war klar, dass es einen ernsten Grund für die Versammlung geben musste. Die meisten kamen direkt von der Arbeit, verschwitzt und durstig. Pau hatte alle Hände voll zu tun, für jeden ein Bier zu zapfen, *Pa amb Oli* zuzubereiten oder Tapas in der neuen Mikrowelle aufzuwärmen.

»Pedro, was macht der neue Motor?«, fragte Mateu den Fischer, der sich gerade ein paar gegrillte Sardinen in den Mund stopfte. Im Gegensatz zu den Arbeitern und Handwerkern legte Mateu viel Wert auf ein geschniegeltes Äußeres; mit seinem akkurat geschnittenen, kurzen Haar, den faltenfrei gebügelten Hemden und dem Besserwisserblick, der seit seiner Jugend fest in sein Gesicht gemeißelt war, hielt er mit jedem Politiker oder Anwalt mit. Und die Scherze über seine Frau, die wohl seine Unterhosen und Socken mit dem Bügeleisen bearbeite, perlten an seiner Gleichgültigkeit ab.

»Gut, läuft gut, wie geschmiert. Bin jetzt viel schneller zu Hause!«, antwortete Pedro mit vollem Mund und wischte sich die fettigen Finger an der Hose ab.

»Fängst du jetzt auch mehr Fische?«, fragte Mateu.

»Hab heute nur Langostinos und Sepia und ein paar Doraden im Angebot«, gab Pedro lachend zurück. Sein wettergegerbtes Gesicht strahlte Gesundheit und Freude aus. »Aber gestern hatte ich ´nen guten Fang! Einen roten Thun, fast zwanzig Kilo.« Er breitete die Arme aus.

»Mann, da hast du ja vielleicht noch was für mich übrig?«

»Schon alles verkauft Mateu«, wehrte Pedro ab und begrüßte Miquel, den Polizisten des Ortes. »Miquel! Arbeitest du so viel oder warst du krank?«

»Red nicht, Pedro. Hat diese Hitze denn nie ein Ende?«

»Du hockst doch nur drinnen und zählst die Fliegen.«

Miquel nahm das Bier entgegen, das Pere ihm unaufgefordert hingestellt hatte, trank einen kräftigen Schluck und sah sich um. Sein Kumpel Victor, ursprünglich aus Barcelona, saß mit Pau hinten in der Ecke. Ihre Mienen verrieten nichts Gutes.

Auf einmal unterbrachen die hellen Schläge der Schiffsglocke das allgemeine Wortgeplänkel. Das Gemurmel verebbte langsam und eine erwartungsvolle Stille breitete sich in dem verqualmten Raum aus.

»Schön, dass ihr alle gekommen seid«, begrüßte Pere die Männer. »Wir, Pau und ich, wissen eure Anwesenheit heute sehr zu schätzen.«

»Was redet der so salbungsvoll daher?«, brummelte Mateu und steckte sich den Zigarrenstumpen an, der wie stets in seinem Mundwinkel klebte.

Pere musterte jeden Einzelnen der Gemeinschaft. Als er sich der ungeteilten Aufmerksamkeit aller gewiss war, sprach er weiter. »Gestern Nacht ist etwas Schreckliches passiert – etwas, das ich – und ich hoffe auch ihr! – nicht weiter zulassen könnt. Ich bitte euch um Hilfe.« Er spürte, wie die Hitze in ihm hochstieg. »Etwas, das ...«, fuhr er rasch fort, »... was soll man bloß machen mit einem, der ...?« Er brach ab. Seine Kehle schien sich zuzuschnüren, er rang nach den richtigen Worten. »Mit einem, der unseren Sohn, meinen Neffen ...« – Er hüstelte, starrte zu Boden. Dann hob er den Blick, atmete tief durch und schaute in die braungebrannten Männergesichter – »der Luis – missbraucht hat.«

Endlich hatten sie einen Weg hinausgefunden, die Worte, die die Bedeutung von Liebe in das Gegenteil verkehrten, weil sie dem Wahnsinn und inneren Tod gehorchten. Ein paar Augenblicke ratloser Stille erfüllten den Raum. Die Männer blickten ungläubig vor sich hin. Dann brach Gemurmel aus und Miquel fragte leise: »Wann war das?«

»Gestern Nacht«, antwortete Pau für ihn.

»Ich habe ihn nur durch Zufall entdeckt«, ergänzte Pere, »er ist halbtot, fast kein Mensch mehr. Der Mann, der das getan hat, soll dafür büßen, das sag ich euch!« Er kam wieder in Fahrt.

»Es ist ja auch nicht das erste Mal gewesen, das wissen wir alle!«, rief er nun deutlich, um das lauter werdende Stimmengemurmel zu übertönen.
»Eine Schande ist das!«

Nun hob lautes Stimmenwirrwarr an, alle redeten aufeinander ein, ohne darauf zu achten, was andere sagten.

»Weißt du denn, wer es war?«, rief Miquel laut, um sich Gehör zu verschaffen.

Pere nickte stumm.

»Woher?«

Miquel wartete auf eine Antwort, aber Pere machte keine Anstalten mit der Sprache herauszurücken. »Woher willst du das so genau wissen, Pere?«, wiederholte Miquel mit Nachdruck.

»Ist er nicht schon öfter hinter den Kindern hinterhergeschlichen?«

Der Dorfpolizist blickte betroffen zu Boden. Er hatte davon gehört, aber die Sache nicht weiter verfolgt. Es hatte nie eine Anzeige gegeben und deshalb keinen Grund tätig zu werden.

»Wenn wir ihn in den Knast stecken wollen, müssen wir es beweisen können! Und nach ein paar Jahren ist er sowieso wieder draußen ...«

Pere schaute jedem der Männer in die Augen. »Er wird es also wieder tun. Immer wieder.« Er steckte sich eine Zigarette an. »Und dann?«

»Wir könnten die Sache auch anders regeln«, sagte Mateu. Sein Blick wanderte zum Fenster und blieb in der Tiefe der karstigen Steilküste hängen. »Es gibt immer mehrere Möglichkeiten, oder etwa nicht?«

»Wir sollten uns gut überlegen, wie wir ihm einen Denkkzettel verpassen«, entgegnete Pedro laut. »Er ist ein Bürger unseres Dorfes, vergesst das nicht!

»Wir dürfen nur eines nicht tun, Männer. Noch länger schweigen und wegschauen«, sagte Pau. »Wir haben doch eine Verantwortung. Was würdest du denn tun, Miquel, wenn es deinen Sohn erwischte hätte?«

Miquel zögerte, bevor er eine Antwort fand. »Ich glaube, ich würde dafür sorgen, dass der Typ verschwindet.«

»Früher wurden die Leute verbannt«, warf Mateu ein und spuckte ein paar Tabakkrümel aus.

»Ja, bringt ihn aufs nächste Schiff nach Argentinien und weg ist er!«, ergänzte Pau.

»Noch besser«, ereiferte sich Mateu, »wir schaffen ihn in die Berge, ziehen ihm die Kleider aus und verbrennen die. Dann muss er nackt durchs ganze Dorf rennen. Splitterfasernackt!«

Gelächter erfüllte den Raum. Einige schlugen sich auf die Schenkel bei der Vorstellung, den Kinderschänder nackt durch die Dorfstraßen laufen zu sehen. Mateu blickte in die Runde und wartete, bis wieder Ruhe einkehrte.

»Ich glaube, eine simple Abreibung hilft uns in diesem Fall nicht weiter. Wer ist meiner Meinung?«

Die meisten Männer nickten. Die beiden Brüder der Bar *Paloma* ebenfalls, wenn auch Paus Blick Zweifel und Unsicherheit verriet.

»Wir haben unsere Angelegenheiten schon immer selbst geregelt. Darauf können wir stolz sein.« Wieder ertete Mateu Zustimmung.

Nur Pedro, der Fischer, ein alter Erzfeind von Mateu, drehte den Kopf zur Seite. Leise zischte er Carlos, der neben ihm hockte, ins Ohr: »Einmal Schlange, immer Schlange! Von wegen selbst geregelt! Der braucht doch immer 'ne Mannschaft im Rücken für die Scheiße, in die er andere reitet.«

Mateu erhob sich und legte Pau seinen Arm um die Schultern, ein deutliches Zeichen des Mitgefühls. Das Stimmengewirr und die Lautstärke im Raum schwollen merklich an. Sie debattierten eine Stunde und am Ende wussten alle, was zu tun war.

In den darauf folgenden Tagen ging es Luis langsam besser. Er nahm in kleinsten Portionen Nahrung zu sich, vorzugsweise Kürbissuppe und feines Kartoffelpüree, sprach aber immer noch nicht. Seine dunkelbraunen Augen

blickten stumpf und leer, das Leuchten darin war erloschen. Sein Vater und sein Onkel ließen ihm Zeit und hüteten sich, ihn zum Sprechen zu zwingen. Manchmal versuchten sie durch Tricks, Witze und Späße, ihn zu einer Reaktion zu verleiten – oder durch Rätsel und beiläufige Konversation, der er scheinbar zufällig zuhören durfte. Lang ersehnte Geschenke wurden angeschleppt. Doch Luis wollte nicht sprechen. Mit den Tagen, die seit der Tat vergangen waren, schien auch seine Sprachlosigkeit ein fester Bestandteil seines Lebens geworden zu sein.

Luis Cousine, Cati, kam hin und wieder zu Besuch. Sie hing ständig mit ihrer Puppe Rosa zusammen, deren lange Haare Objekt schier unendlicher Verwandlungskünste waren. Zöpfe flechtend und in sich versunken saß sie auf Luis Bettkante und plapperte in einem fort mit Rosa, ohne ihren Cousin auch nur eines Blickes zu würdigen.

»Rosa, du weißt, es ist an der Zeit, dich mal wieder zu waschen. Vor allem die Haare. Die stinken schon. Weißt du, das gibt sonst Läuse und Flechten und so ein Krabbelgetier und dann sieht dich kein Mensch mehr gerne an.«

Sie schielte zu Luis, der unbeteiligt die Holzbalken der Decke anstarrte.

»Ich weiß schon, du bist wasserscheu, Rosa, aber was sein muss, muss nun mal sein! Ich möchte auch kein Geschrei von dir hören, wie das letzte Mal, hörst du?«

Sie nahm Rosa hoch und fixierte ihre winzigen, runden Stecknadelaugen, die unter der zotteligen Ponymähne hervorschauten, während Luis weiter uninteressiert zur Decke starrte. Doch als Cati begann, ihrer Puppe wegen Unartigseins auf den weichen Stoffpopo zu hauen, schnappte Luis ihr die Puppe weg und ließ sie mit unglaublicher Behändigkeit unter seiner Bettdecke verschwinden.

»Was soll das? Gib mir sofort Rosa wieder!«, schrie sie.

Luis tat, als wäre nichts geschehen und starrte Löcher in die Luft.

»Ich will sofort meine Puppe wieder haben. Hörst du? Gib sie mir zurück. Na los!«

Cati stürzte sich auf das Bett und versuchte ihr Eigentum zurückzuerobern, indem sie mit ihren dünnen Ärmchen auf ihn eindrosch.

Obwohl die ersten Farbfernseher bereits ab 1977 in die spanischen Wohn- und Esszimmer eingezogen waren, führte der Laden für Haushaltsbedarf sie erst seit wenigen Jahren, seit 1981. Die junge Demokratie Spaniens begann gerade auf festen Füßen zu stehen. Pau hatte sich einen lang gehegten Wunsch erfüllt und das neue Prachtmodell, Marke Grundig Supercolor, gekauft. Er war gerade dabei zwei Dübel in der morschen Wand zu befestigen, als er spitze, schrille Schreie hörte. Fluchend legte er die Bohrmaschine zur Seite und lief nach oben in die Wohnung. Cati saß auf Luis und schrie.

»Was ist hier los, was soll das?« Pau ging zum Bett und riss Cati zur Seite.

»Er hat angefangen! Er hat meine Rosa genommen. Es ist meine, meine!« Sie heulte. »Ich will sie wieder haben! Es ist meine!«

Pau schaute Luis fragend an. Dieser schüttelte heftig den Kopf. Seine schwarzen Haare hingen ihm wild ins Gesicht.

»Komm Cati, ich will dir was Tolles zeigen –, lassen wir Luis einen Augenblick alleine mit der Puppe spielen.«

Die Kleine reagierte höchst unwillig, ließ sich aber von Pau mitziehen. Nachdem einige Empfangsstörungen durch das Drehen der Antenne behoben worden waren, saßen beide vor der bunt flimmernden Mattscheibe. Sie schauten »*La bola de cristal*«, »*El tiempo es oro*«, »*Un, dos, tres ... responde otra vez*« und »*Estudio estadio*«. Cati starrte gebannt auf die ungewohnt bunten Bilder; ihr Lieblingsspielzeug hatte sie schnell vergessen.

Luis gab Rosa erst sehr viel später wieder aus den Händen. Wenn keiner zuschaute, spielte er sehr innig mit ihr. Als Ersatz durfte Cati sich eine neue Puppe kaufen. Sie war hochmodern und konnte mit Hilfe einer Batterie sprechen. Ohne Unterlass drückte das Mädchen auf den Knopf auf dem Plastikbauchnabel, um mit Begeisterung drei blecherne Worte zu hören.

Pau, der erkannte hatte, dass sein Sohn trotz der Puppe völlig zu vereinsamen drohte, schenkte Luis eine Woche später einen Chihuahua, der ihm in seiner Jugend zu einem treuen Begleiter und Spielgefährten werden sollte und ihm für kurze Momente ein fröhliches Grinsen entlocken konnte.

NICHT EIN WORT

Mateu Colom Sóler wurde hinter vorgehaltener Hand auch »Die Schlange« genannt. Mit großer Beharrlichkeit, Geschicklichkeit und einer gewissen Bauernschläue verfolgte er schon früh das Ziel, seinen Besitz zu vergrößern. Nach dem Ableben seiner Mutter schwatzte Mateu seinen Geschwistern das Erbe für wenig Geld ab – sie hatte kein Testament für die drei Grundstücke hinterlassen. Einige böse Zungen im Dorf behaupteten, er hätte es außerdem zu so viel Reichtum gebracht, weil er Dokumente und Unterschriften gefälscht habe. Aber es wurde immer viel geredet und es meldete sich nie jemand, der versucht hätte, Mateu Colom Sóler seine Besitztümer streitig zu machen.

Im Gegensatz zu vielen seiner Landsleute, die in Frankreich oder Südamerika Arbeit suchen mussten, hatte Mateu nie die Not erfahren, den Ort seiner Geburt verlassen zu müssen. Keiner in seiner Familie musste je Hunger leiden. Mateu besaß Land und kümmerte sich das ganze Jahr um die zahlreichen Zitrus- und Olivenbäume und um den Gemüseanbau. Fleisch, vorzugsweise Lamm und Schwein wurde bei den Nachbarn geschlachtet; Schmalz, Paté und Würste – wie Sobrassada – stellten sie selbst her und Oliven ließen sie in der alten Mühle im Dorf pressen. Seine Frau backte sehr leckere, salzige und süße Kuchen, die sie mit dem selbst gezogenen Gemüse in einem kleinen Laden unweit des Dorfplatzes verkaufte. Was am Ende der Woche verderblich war und keinen Käufer mehr finden würde, schenkten sie dem Kloster, dem Mateu sich aufgrund seiner strengen katholischen Erziehung verpflichtet fühlte. In der Kantine des Klosters wurden die vergammelten Lebensmittel für die Schulkinder zubereitet. Jahrzehnte später erinnerte sich mancher Erwachsene mit Ekel verzerrtem Gesicht an die Maden im weichen Obst und an die Kakerlaken in der Suppe.

Ein junges rumänisches Paar, das das Schicksal in ihre Gegend versprengt hatte, arbeitete für Mateu. Von ihrem ohnehin kargen Lohn zog er den beiden hageren Einwanderern noch die Miete für einen ehemaligen, windschiefen Schafstall ab, den er ihnen als Unterkunft angeboten hatte. Sie schliefen dort auf dem mit Stroh bedeckten Boden. Außerdem stellte er ihnen kostenlos zehn Liter Wasser pro Woche aus seiner Wasserquelle zur Verfügung, damit sie sich notdürftig waschen konnten. Alles in allem eine sehr großzügige Geste, wie er mit Stolz – vor allem nach dem sonntäglichen Gottesdienst – verkündete.

Jeden Freitag fuhr er mit seinem Lieferwagen über die Berge in die anderen Dörfer der Insel, um dort Zitronen und Orangen zu verkaufen. Die Früchte fanden stets reißenden Absatz. Die Zitronen besaßen sehr wenig Säure und trugen ebenso wie die vitaminreichen Orangen die Kraft der Sonne in sich. Seinem Landarbeiter traute Mateu den Verkauf nicht zu. Er fürchtete, dieser könne einen Teil der Einnahmen unterschlagen oder falsch abrechnen. Auch nach Sonnenuntergang war Mateu ständig in Bewegung, ein unermüdlicher, fleißiger Geschäftsmann, der in verschiedenen Gremien tätig war und immer genau wusste, was sich auf kommunaler Ebene tat. Er war stolz darauf, der Armut seiner Kindheit entronnen zu sein und mit seiner Familie ein von Gott gesegnetes Leben führen zu können.

Am Tag nach der Versammlung in der Bar *Paloma* ließ Mateu seinen alten Lieferwagen stehen und marschierte einen circa zwei Kilometer langen Pfad in einem ausgetrockneten Flussbett hinauf, vorbei an großen, vom Wasser rund geschliffenen Felsbrocken und den langen Stangen des wild wuchernden Flussschilfs. Der Weg endete, bevor es steiler nach oben ging, bei mehreren Grundstücken, die direkt an die Uferböschung grenzten. Zu Beginn der regenreichen Zeit, ab November, füllte sich das Flussbett normalerweise rasch mit den Wassermassen aus dem nahe gelegenen Gebirgszug. Mateu hatte Glück, denn der Pfad war noch passierbar und so

musste er nicht den längeren und beschwerlicheren Weg am Hang nehmen, auf dem ihn außerdem jeder hätte sehen können. Ungehindert lief er von einem Grundstück zum anderen. Es gab kaum Zäune und die schmalen Eingangstore, die zu den Wasserrinnen führten, standen immer offen.

Die niedrig stehende Sonne warf bereits lange Schatten. Mateu zog seine Mütze über die kurz geschnittenen Haare tiefer ins Gesicht. Leichtfüßig, Steine und Steigung gewohnt, hüpfte er wie eine junge Ziege einen aus Steinen und Sand bestehenden Pfad aufwärts, passierte die am Hang liegenden Terrassen von Don Gaspar mit den riesigen Johannisbrotbäumen, folgte einigen lang gezogenen Kurven abwärts, um schließlich zu zwei Steinhäusern zu gelangen, die nur wenige Meter von einander entfernt lagen. Beide Gebäude hatten ein Schrägdach und waren höchstens fünf Meter breit, wie es typisch für diese Gegend war.

Ein fast völlig von Unkraut überwuchertes Pfad führte zur Vorderseite des Hauses *Can Xut* und von dort, ein paar Meter weiter, zu einem Gartentor. Das Steinhaus dahinter war ein Stockwerk kleiner als das vordere. Früher hatte es als Lagerraum und zum Abhängen der Würste gedient. Das ehemalige Grün der geschlossenen Fensterläden war fast gänzlich unter einer Schicht dicken Staubs verschwunden. Die Haine, die dahinter lagen, waren verwuchert. Die Zitronen- und Orangenbäume strotzten vor wilden Trieben und vertrockneten Ästen und waren umgeben von meterhohem, dichtem Unkraut. Ein Jammer, dachte Mateu kopfschüttelnd, dabei kann man doch Geld damit verdienen.

Ein zotteliger Hund, dessen Halsband tief in sein Fell einschnitt, kündigte seine Ankunft durch wütendes Bellen an. Heiser kläffend zerrte der Köter an seiner Kette, die ihm jedoch nur wenige Meter Freiraum ließ. Ohne das Tier eines Blickes zu würdigen, öffnete Mateu das schmale Gatter und betrat die Finca *Can Posteta*. Die schwere Holztür dröhnte, als er mit der Faust dagegen hämmerte, im Haus erklang eine Stimme und wenige Sekunden später öffnete ihm ein korpulenter Mann. Müde und zerschlagen

blinzelte dieser sein Gegenüber an, dann streckte er den Kopf heraus und prüfte, ob noch andere Menschen in der Gegend waren.

»Bist du allein?«, entfuhr es Xesc mit barschem Ton.

»Hallo Xesc, wie geht's?«, begrüßte ihn Mateu mit geringschätzendem Blick.

»Was willst du?«

»Mit dir reden.«

»Worüber?«

»Können wir reingehen?«

Mateu bereute seinen Vorschlag, denn innen stank es erbärmlich nach Schimmel, Verwesung und Tier. Eine Katze mit schiefem Auge sprang vom Tisch. Auf dem Boden fristeten altes Zeitungspapier, Müllbeutel, dreckige Lappen und rostige Metallteile ihr Dasein. Spakende Wäsche hing in einer Ecke zum Trocknen. Die Kochecke quoll über von angeschlagenen Tellern, leeren Bierdosen und Gemüseresten. Die Wand über dem offenen Kamin war schwarz von Ruß, Nikotin und Staub. Hier hauste nicht nur ein menschliches Wesen, sondern auch eine Armada von Ameisen und Scharen von Spinnen, Motten, Milben und anderem Insektengetier. Mit einer forschen Handbewegung wischte Mateu die Krümel vom Tisch, auf den dunklen Fliesen der *Entrada* war der Dreck ohnehin nicht zu erkennen. Er war zutiefst erschrocken über den Anblick, der sich ihm hier offenbarte.

Wie die meisten Menschen auf dem Lande, die ihre Arbeit mit den Händen verrichteten und das Tal fast nie verließen, wohnte auch Xesc unter den einfachsten Bedingungen: Wände und Fenster waren nicht isoliert, Strom betrug höchstens 120 Volt und die Möbel stammten in der Regel von den Großeltern. Die Notdurft wurde auf einem Plumpsklo verrichtet. Selten wurde Neues angeschafft. Wozu auch, wenn das Alte noch seinen Dienst tat und das Geld nie reichte. Xesc galt als ein geachteter Landarbeiter, immer einfach, aber sauber gekleidet, und einem brummeligen, aber freundlichen

Wesen. Sein Wissen über die hiesigen Pflanzen hatte schon so manchem im Tal geholfen.

Erneut sah Mateu sich um. Hier fehlte jemand, der nach dem Rechten sah – eine Frau.

»Und – warum bist du gekommen?«, fragte Xesc ungeduldig.
»Ausgerechnet du?«

Mateu zog den Stumpen Zigarre aus der Hemdtasche, befeuchtete das Ende mit Speichel und zündete die Zigarre umständlich an. Er ließ sich Zeit mit der Antwort. »Um dir ein Geheimnis zu verraten und dir ein Geschäft vorzuschlagen.«

Xescs gerötete Augen verengten sich zu schmalen Schlitzern, aber er schwieg.

»Hast du Probleme?«, fragte der unerwünschte Gast und versuchte, das einzige kleine Fenster zu öffnen. Es klemmte.

»Wer hat die nicht!«, schnappte Xesc.

»Ich kann dir helfen!«, erwiderte Mateu und riss das Fenster mit einem Ruck auf. Es war ihm egal, dass dabei eine Tasse scheppernd zu Boden fiel.

»Keiner kann mir helfen. Auch deine Scheißkirche nicht.«

Mateu bekreuzigte sich. »Ich entnehme deinen Worten die Verzweiflung, die in dir steckt. Aber ich bin gekommen, um dich zu retten. Ich komme als Freund, verstehst du?«

Xesc lachte trocken. »Als Freund ... Du hast doch nur dich selbst als Freund, Mateu. Alle anderen benutzt du doch nur. Und ausgerechnet du willst mich retten? Pah!« Er schüttelte den Kopf.

»Wenn du leben willst, musst du verschwinden«, erwiderte Mateu ruhig.
»Weit weg, verstehst du? In spätestens drei Tagen kommen sie und holen dich – den Sohn von Pau hättest du nicht anrühren dürfen.«

Xesc erstarrte. Sekunden später war sein Widerstand gebrochen, er versank in Apathie, hüllte sich minutenlang in Schweigen. Schließlich rüttelte Mateu ihn heftig an der Schulter. Xesc brach in Schluchzen aus und

vergrub das Gesicht in den schwieligen Händen. Mateu ertrug diese weinerliche Gefühlsregung nicht und wies ihn scharf zurecht.

»Hör auf mit dem Geheul, Mann! Du musst jetzt handeln! Ich gebe dir Geld. Du verschwindest und kommst nie wieder zurück! Hast du mich verstanden?«

Xesc sah auf, seine Augen waren noch röter als vorher. »Du willst mir Geld geben? Du verschenkst doch sonst nichts!«

Mateu überlegte einen kurzen Moment, und Xesc übersah den Hauch eines Grinsens in seinem Gesicht. »Ich will ja auch was dafür haben.«

»Und was?«

»Deine Finca.«

»Aha, ich wusste es doch!«, fauchte Xesc. »Bei dir gibt es nie was umsonst. Und du kriegst den Hals nicht voll genug, du gieriges Monstrum. Die Posteta kriegst du jedenfalls nicht – eher bringe ich mich um!«

Mateu hatte mit einer solchen Reaktion gerechnet.

»Überleg es dir«, sagte er in abschätzigem Tonfall, »einem toten Mann nützt das hier gar nichts. Du kannst bis morgen Mittag zum Notar gehen. Dort ist auch das Geld hinterlegt. Wenn du sparsam bist, kannst du lange davon leben. Das Schiff nach Frankreich legt übermorgen ab. Vielleicht findest du deinen Frieden. Der Herr sei mit dir!«

»Deinen Herrn kannst du dir sonst wohin schieben. Verpiss dich!«

Mateu hielt es nicht länger aus. Er eilte hinaus an die frische Luft und verschwand so schnell und ungesehen, wie er gekommen war. Der *ca de bou* an der Kette bellte ihm zähnefletschend hinterher.

*

Der darauf folgende Morgen kündigte sich mit Quellwolken an, sie sammelten sich an den Bergrändern und ließen die Felswände, die das Dorf umschlossen, noch höher erscheinen. Hin und wieder drang ein

Sonnenstrahl durch die aufgetürmten Wolkenmassen, für kurze Momente leuchtete das Tal in einem dramatischen Licht.

Xesc hatte sich draußen in dem offenen Wasserbecken gewaschen. Er zog sein bestes Hemd an, blau, grün und weiß kariert, nur am Kragen ein wenig verblichen. Er hatte schlecht geschlafen, wie so oft, aber nun war er entschlossen. Es gab nicht viel, was ihn hielt, die Verbundenheit zu der fruchtbaren Erde seines Geburtsortes, die Liebe zu den Bergen und Pflanzen. Doch die Erinnerungen an das Leben, das er im Tal geführt hatte, besonders die an seinen Stiefvater, lasteten düster auf seiner Seele. Obwohl sich sein Innerstes tief dagegen sträubte, seine Finca ausgerechnet dem Mann zu überlassen, der seine Habgier hinter gerissener Scheinheiligkeit zu verstecken wusste, wollte er fort –, eigentlich schon seit langer Zeit. Als Landarbeiter würde er auch woanders sein Auskommen finden. Und wenn es wirklich wahr wäre, was Mateu gesagt hatte? Offenbar hatte er die Meute im Rücken.

In der einen Hand einen abgewetzten Lederkoffer, den Rucksack geschultert, trat er den Weg in ein neues Leben an – nicht ohne seinem Hund vorher die Freiheit zu schenken. Dieser trabte eine gute halbe Stunde hinter ihm her und ließ sich erst mit Steinwürfen und Tritten davon abhalten, ihn weiter zu begleiten. Schließlich blieb er jaulend in der Kurve, an der sich die Bauernkooperative befand, sitzen, und sah seinen Herrn in Richtung Dorf verschwinden.

In dem kleinen, dunklen Büro des Notars blickte Xesc auf das mit Schreibmaschine vorgelegte Verkaufsdokument, die *escritura de compraventa*. Am 23. September 1988 überschrieb er ohne zu zögern seine Finca *Can Posteta* inklusive 2.000 Quadratmeter Land an Mateu Colom Sóler und erhielt dafür 250.000 Peseten vom Notar. Xesc verstaute das Geld sorgsam in einem Lederbeutel und hängte sich diesen unter sein Hemd. Er streckte seinen geduckten Körper. Ja, er wollte ein neues Leben anfangen.

Er würde diesen verdammten Ort verlassen und danach würde alles besser werden, das spürte er deutlich.

*

Feiner Nieselregen hatte die Erde mit einem Schleier aus Feuchtigkeit benetzt. Als sie sich ein paar Stunden nach Anbruch der Dunkelheit versammelten, unter der großen Pinie am Eingang zur Schlucht, leuchtete weder der Mond, noch ertönte ein Laut. Das sonst übliche Brummeln, Schniefen, Rotzen und Rauchen der Männer war verstummt. Sie waren nur zwölf, Pedro fehlte. Aber Miquel, der Dorfpolizist, war mit von der Partie. Vorsichtig sah er sich um. Dann öffnete er den Kofferraum des verbeulten Renault 4.

Dort lag eine Gestalt, zusammengekrümmt, eine dunkle Kapuze über dem Kopf, die Hände hinter dem Rücken gefesselt. Die Gestalt atmete schwer. Vier kräftige Arme packten zu und hievt den Gefangenen aus dem Wagen. Er taumelte. Einer der Männer nahm ein Seil und schlang es um seinen gebeugten Körper. Als er zu protestieren begann, hieb ihm einer mit dem Stock auf den Rücken. Er jaulte vor Schmerzen auf.

»Sei still, du Bestie! Sonst vergess ich mich«, zischte Mateu in die Kapuze.

Die Truppe machte sich auf den Weg. Bergaufwärts. Keiner sprach ein Wort. Der weiche Waldboden schluckte ihre Schritte, nur manchmal knackte ein Ast unter ihrem Gewicht. Mateu und Miquel hatten den Gefangenen in ihre Mitte genommen. Sie griffen ihm unter die Arme, wenn er zu stolpern drohte – was häufig geschah, denn er konnte nichts sehen und stieß oft an Steine und herausragendes Wurzelwerk. Dann schnaubte er wütend. Es war eine mühsame Angelegenheit, aber wie Vieh zerrten sie den Gefangenen an dem Seil vorwärts.

Einige Male schüttelte der Mann seine Hände und versuchte, die Fesseln abzustreifen – klägliche Versuche, die immer mit einem Hieb in den Rücken endeten. Bald hatte er verstanden, dass er ihnen unterlegen war, und unterließ die Versuche sich zu befreien.

Einer Prozession gleich zogen sie den Berg hinauf. Der schmale Pfad zwang sie in einer Linie hintereinander herzugehen, an den Olivenhängen vorbei in die Höhen, in der karges Felsgestrüpp die letzten großen Pinienbäume ablösten. Die Weichheit des Waldbodens war schon lange dem harten Stein gewichen. Die unheimliche Stille wurde nur vom Rascheln der Kleidung, schweren Schritten und keuchendem Atem unterbrochen. Der Pfad führte weiter, steil nach oben, und endete schließlich auf einem moosigen Felsplateau. Kalte Luft wirbelte ihnen in Böen entgegen.

Mateu hielt den Blick gesenkt, als man dem Gefangenen den Sack vom Kopf zog. Xesc sank in sich zusammen und wimmerte. Sein Mund war mit einem breiten Plastikband verklebt. Pere trat auf Xesc zu und riss ihm mit einem heftigen Ruck das Klebeband vom Mund. Er schrie vor Schmerzen auf. Dann zückte er ein gebogenes Jagdmesser und schnitt ihm die Handfesseln auf. Er hob sie vom Boden auf und steckte sie in seine Tasche.

»Warum hast du ihn da unten liegen lassen, du Schwein! Er hätte sterben können.«

Xesc hob flehend die Hände gen Himmel. »Ich hab es nicht gewollt – ich hab es nicht gewollt, glaub mir.«

Die Angst, die er in Xescs Augen sah, traf Pere. »Verschwinde. Ich will dich nie wieder sehen. Los verschwinde! Hau ab!«

Unterdessen hatte die Gruppe der Männer einen Halbkreis gebildet. Xescs weit aufgerissene Augen verrieten Panik. Mit einem verzweifelten, kehligen Schluchzen stolperte er auf den Rand des Plateaus zu, während die Männer den Halbkreis immer enger zogen. Es war der einzige Weg, den sie ihm gelassen hatten.

Einige hielten die Stille nicht mehr aus und riefen dem Kinderschänder »Schwein« und »Du hast es nicht verdient zu leben!« zu. Seine Fußfesseln waren so eng geschnürt, dass er nur kleine Schritte machen konnte. Ein Stein flog und traf Xesc am Kopf. Er taumelte, hob die Hände, um sein Gesicht zu schützen, und stolperte geduckt von ihnen weg – auf den Abgrund zu.

Sekunden gespenstischer Stille, in denen alle verharrten, als hätte jemand die Zeit angehalten, bis ein dumpfes Geräusch in der Tiefe der Schlucht einen Aufprall verkündete.

Mateu stand abseits des Geschehens und musterte den Weg, den sie hochgestiegen waren. Er hatte sich nicht direkt an der Tat beteiligt – es gab immer irgendwelche Idioten, die die Drecksarbeit erledigten. Unter seinem Hemd hing der schwere Lederbeutel von Xesc, den er ihm im Hafen abgenommen, als Pere und Miquel ihn geschnappt hatten. Immer wieder tasteten seine Finger danach, um sich zu vergewissern, ob noch alles an seinem Platz war. Sein Geld – er hatte es wieder. Und die Finca noch dazu!

Mateu lächelte zufrieden.

DER KOMMISSAR

Der Bericht, den der 40-jährige Leiter der Mordkommission in den Händen hielt, sprach eine eindeutige Sprache: Sturz eines an Händen und Füßen gefesselten Mannes aus circa 40 Metern Höhe, Gewicht 85 Kilo, Alter circa 50 Jahre. Schwere innere und äußere Verletzungen, Blutungen mit Todesfolge: subdurales Hämatom in der Schädelfraktur durch Aufprall, rechter Oberschenkelbruch mit Gewebeblutungen, zweiter und dritter Rippenbruch links durch Aufprall, innere Blutungen durch Milzriss, Kopfprellung wahrscheinlich aufgrund prämortaler Einwirkung, Herzstillstand.

Kommissar Francisco José Rodriguez stand in dem kalten, weiß gekachelten Raum der Gerichtsmedizin und las die Akte, die ihm übergeben worden war. Laut Autopsie musste der Mann ein qualvolles Ende erlitten haben.

»Zwei Kletterer entdeckten die Leiche im oberen Teil der Schlucht. Durch das Bellen eines verwaahlsten Hundes sind sie aufmerksam geworden. Alles in deiner alten Gegend!«, rief der Gerichtsmediziner aus einem der hinteren Räume, die durch milchige Glasscheiben von dem Obduktionsraum getrennt waren.

Fluchend verließ Francisco den Raum, um die hundert Kilo seines schweren Körpers mit stampfenden Schritten in den ersten Stock zu befördern. Ein Bild des Königs Juan Carlos zierte neben einem Kreuz die weiß getünchte Wand seines Büros, schwarze Kabelstränge hingen unordentlich in den Ecken herum und der Putz rieselte von den Wänden, als er die brüchige Tür in den noch brüchigeren Rahmen knallte und das Fenster öffnete, um die feucht-miefige Luft herauszulassen. Er hatte die

Aufgabe diesen Provinzfall so schnell wie möglich und ohne viel Aufhebens zu lösen, also griff er zum Telefon, um die Fahndung einzuleiten.

»Üble Geschichte, ja, ja, typisch Land ... Was? Natürlich keine Spuren mehr! Alles vom Regen weggewaschen ... Alle Leute aus seiner direkten Umgebung verhören. Wie? Ja, natürlich! Ich will alles von dem Mann wissen, alles! Und der Mann von der Policía Local soll kommen! Ja, heute noch, Mann. Nicht morgen!« Francisco knallte den Hörer auf die Gabel.

Es waren immer die gleichen Anweisungen, die gegeben werden mussten, aber ohne sie würde die Maschine nicht anrollen. Er würde den Mörder kriegen, das stand fest – und wenn er sich als Mäuschen verkleidet in den löchrigen Wänden der Häuser der Dorfbewohner würde einnisten müssen.

Ein außergewöhnlich feines Gespür, List, Hartnäckigkeit und vor allem Durchsetzungsvermögen hatten Francisco dazu verholfen, schneller als andere Verantwortung übernehmen zu können, obwohl er ein Einzelgänger war und prinzipiell jedem misstraute. »El elefante«, wie sie ihn nannten, lehnte sich zurück in seinen Bürostuhl und zog die blaue Uniformjacke fest zu, ihn fröstelte. Er schloss die Augen.

In einem irrealen Abendlicht, die gesamte Umgebung war in gelb-rosa-farbenes Licht getaucht, sah er vor seinem geistigen Auge seinen Vater am Klippenrand der Steilküste stehen, für ihn unerreichbar weit weg. An der Seite seines Vaters ein zweiter Mann, etwas größer. Beide mit erhobenen Händen. Hinter ihnen ein Haufen schwarz gekleideter Männer mit Gewehren im Anschlag. Sekunden der Untätigkeit, die sich später in sein Gedächtnis wie in Zeitlupe einbrannten: Wie Puppen stürzten sie die Klippen hinunter; Bildfetzen, die sich tonlos in einer Schleife wiederholten. Der Junge konnte den Film nicht abschalten oder sagen »Hau ab, Bild! Ich will vergessen, ich will dich nicht gesehen haben.«

Und warum das Ganze? Diese quälende Frage ließ ihn nie los.

In seiner Kindheit in dem kleinen Bergdorf an der Küste hörte er manchmal die Leute sagen, sein Vater sei verschwunden, weil er ein Verräter gewesen sei – ein Separatist, einer der vielen, kleinen Leute auf der schwarzen Liste, die gewagt hatten, soziale Reformen anzustreben und deshalb verfolgt, ermordet oder verschwunden waren.

Ob wohl ein gemeinschaftlich begangener Mord einfacher zu begehen war als einer, der allein ausgeübt wurde?

Als Francisco erwachsen wurde und seine Ausbildung bei der nationalen Polizei im Jahre 1980 mit Erfolg beendete, wusste er sehr wohl um die geschichtlichen und politischen Zusammenhänge und konnte die Tat einordnen. Für die Verbrechen der Franco-Diktatur war bis heute in Spanien kein Verantwortlicher des Regimes vor Gericht gestellt worden. Konservative Kreise hatten ihren enormen Einfluss geltend gemacht und jedwede Aufklärung verhindert. Die Justiz wollte nie etwas davon wissen. Sie stützte sich vor allem auf das Amnestie-Gesetz von 1977, wonach politisch motivierte Straftaten aus der Zeit der Diktatur bis heute straffrei blieben. So wurde aus dem Versöhnungspakt, der die Demokratie ermöglichte, ein Pakt des Schweigens. Seine Klage gegen die Mörder seines Vaters wurde nicht zugelassen und es gab nie eine Chance auch all die anderen Morde gerichtlich aufzuarbeiten.

Francisco ahnte, wie dem Mörder Xescs zumute gewesen sein musste, obwohl er sein Motiv nicht kannte. Dafür kannte er das unstillbare Verlangen, das im Inneren zerrte, bohrte, pikte, ihm den Schlaf raubte und ständig nach Vergeltung rief, der Wunsch nach Ausgleich – wie du mir, so ich dir.

Vor einigen Jahren verlor sich sein Wunsch nach persönlicher Rache, es war ihm gelungen, die Angelegenheit emotional abzuschließen. Seine eindeutige berufliche Haltung half ihm dabei. Er wollte nicht auf der Seite der Mörder stehen und Selbstjustiz üben. Er wollte besser sein – und die Mörder jagen. Klar bekannte er sich zu den Regeln der noch jungen

demokratischen Verfassung Spaniens und hielt sich an den Eid, den er geschworen hatte.

Für ihn roch der neue Fall nach einer Hinrichtung. Vielleicht waren es auch mehrere Personen gewesen, die das Opfer in die Tiefe stürzen ließen? Aber was war das Motiv?

Die Bewohner dieses Tals waren ein besonderer Menschenschlag und unterschieden sich erheblich von den anderen der Insel in ihrer Mentalität. Ihr Fleckchen Erde, manche nannten es die *Insel auf einer Insel*, war aufgrund der Unzugänglichkeit durch die Gebirgskette von der Außenwelt weitestgehend abgeschnitten. Es war tief in ihrer Denkweise verankert, Probleme ohne staatliche Instanzen zu regeln oder mit den Funktionären zu kooperieren, wie es den Schmugglern an den Steilküsten gelang und dem berühmten Juan March Ordinas, dessen ökonomische Aktivitäten viel zum Wohl der armen Bevölkerung beigetragen hatten. Jeder Fremde, jede Erneuerung wurde misstrauisch beäugt. Es galt, eine Gemeinschaft zu schützen und zusammenzuhalten. Firmen aus anderen Gegenden der Insel wurden selten für Reparaturen oder anfallende Arbeiten beauftragt, es fand sich immer jemand im Dorf, der Hand anlegte, egal ob es sich um einen Automechaniker, Elektriker, Wassermonteur, Bauunternehmer, Trockenmaurer oder Friseur handelte. Im Dorf herrschten Familienbetriebe und die Kinder erlernten seit Generationen das gleiche Handwerk wie der Vater, damit sie später seinen Betrieb übernehmen konnten. Die Mehrheit der Kinder ging in dem Kloster des Ortes zur Schule. Die Mönche lehrten sie nicht nur die Grundsätze des Katholizismus, sondern neben Lesen, Schreiben und Rechnen – auch die verschiedensten Formen körperlicher Züchtigung.

Nicht selten gab es Streit unter den Erwachsenen, aber sehr selten wurde deshalb ein Gericht bemüht. Ein Sprichwort besagte, dass ohnehin nur der Anwalt davon profitierte. Also versuchte man die Auseinandersetzungen

mit der Faust oder einem Schlichter zu regeln – oder blieb jahrzehntlang miteinander verfeindet.

Die Neuigkeit vom Fund der Leiche verbreitete sich zügig, auch die Lokalzeitung berichtete einen Tag später darüber. Routinemäßig befragte Francisco einige Personen aus dem Rathaus der Gemeinde und der Nachbarschaft über den Toten. Die meisten reagierten bestürzt, konnten sich aber die grausamen Umstände, unter denen Xesc zu Tode gekommen war, nicht erklären. Ein unnatürlicher Tod war ein seltenes Ereignis. Aber kaum einer wusste oder wollte etwas über den Toten berichten, Francisco hatte nichts anderes erwartet. Xesc lebte schon lange alleine, wusste viel über Bäume und war angeblich sehr hilfsbereit und verlässlich. Manchmal aß er in der Bar *El Sol* oder im *Paloma* zu Mittag. Feinde? Nein, hatte er nicht. Bestimmt hatte er sich selbst umgebracht, so verschlossen und depressiv, wie er in den letzten Jahren wirkte.

Es gab nicht eine einzige brauchbare Spur, die es zu verfolgen lohnte. Die Fesseln, die Xesc an den Füßen getragen hatte, waren nicht neu und konnten aus jedem Laden für Handwerk, Haushalt oder Bootsbedarf stammen. Die Spurensicherer hatten zahlreiche Stofffasern in seinem Haar entdeckt, außerdem Spuren von Fesseln an den Handgelenken und Klebereste im Mund- und Wangenbereich, die bestätigten, dass er ein Opfer von Gewalt war. Am Fundort war ihnen nichts weiter aufgefallen, keine Fußspuren – auch weiter oben nichts, der Regen hatte alles weggewaschen.

Er beschloss, sich unauffällig umzuhören. Tagelang saß er in den Bars im Zigarettenqualm und den Gerüchen nach Bratfett und Knoblauch und sah den Arbeitern dabei zu, wie sie Karten spielten und morgens ihr erstes Bier oder schwarzen Kaffee mit Rum frühstückten. Manchmal plauderte er kurz mit den Handwerkern, die regelmäßig in ihren Pausen einkehrten, über diese oder jene Belanglosigkeit. Sie fragten sich bereits, was er denn so mache und woher er komme? Geflohen war er damals, aus dem kleinen

Nachbardorf an der Küste, angewidert von der Engstirnigkeit und Verlogenheit, mit der sie sich den Franquisten anbiederten oder sich fügten, um ohne Repressalien oder mit Vorteilen zu leben – doch das erzählte er nicht. Er beantwortete ihre Fragen immer mit der gleichen Unwahrheit. Er komme aus der Hauptstadt und mache Urlaub. Vielleicht würde er in ihrem unentdeckten Paradies bald ein Häuschen kaufen. Außerdem versuche er mal wieder abzunehmen, hundert Kilo die Berge hoch zu schleppen sei wahrlich keine Leichtigkeit. Bei letzterem erntete er mitleidige, auf seine Körpermitte gerichtete Blicke.

Am Ende der ersten Woche des Nichtstuns, Francisco hatte gerade sein *menu del día* gezahlt und war in dem mit Kieselsteinen ausgelegten Innenhof auf die Toilette gegangen, vernahm er durch das kleine, geöffnete Fenster zufällig ein Gespräch. Es waren weibliche Stimmen, wahrscheinlich die der Köchinnen, die sich eine Zigarette im Hof gönnten und sich wunderten, dass ein gewisser Luis von der Bar *Paloma* schon seit einem Monat nicht mehr in der Schule gewesen sei, da er wohl unter einer schweren Krankheit litt.

Francisco hielt inne und blieb in angespannter Haltung sitzen. Er wagte nicht, durch Geräusche auf sich aufmerksam zu machen und hätte der Unterhaltung keine weitere Beachtung geschenkt, wäre nicht der Name Xesc in diesem Zusammenhang gefallen. Was Francisco weiter angestrengt horchen ließ, war der Umstand, dass die Frauen sich leise, aber vernehmlich über Xesc und seine auffällige Hingabe zu Kindern unterhielten. Sie hielten seinen Tod für gerecht, weil das nun endlich ein Ende habe. Das vertrauliche Gespräch wurde jäh unterbrochen, als sich eine männliche Stimme darüber ärgerte, dass der Abfluss noch immer nicht in Ordnung sei. Es stinke erbärmlich und es sei ein Wunder, dass die Gäste immer noch kämen – was wohl ausschließlich ihrer Kochkunst zu verdanken sei. Eine klappende Tür verriet das Ende ihrer Konversation. Es herrschte wieder Stille in dem Hof.

Francisco betätigte die Spülung. Beim Waschen rieb er sich die Hände vor Freude. Er verschob sein Vorhaben, dem Dorfpolizisten einen Besuch abzustatten, denn nun zog es ihn magisch in Richtung Hafen.

Im Winter hatte die Gegend etwas Geisterhaftes. Die Schaufenster und Türen der Gebäude in erster Meereslinie waren mit Holzplatten verrammelt und die heruntergezogenen Jalousien trotzten der sturmgepeitschten Gischt, die weit über den Strand hinausfegte.

Francisco kurvte die halbrunde Bucht entlang und wurde dabei von heftigen Böen und der Gischt der Wellen getroffen. Die kräftige Brise begleitete ihn, je höher sein Motorrad die Serpentina zur Bar *Paloma* hinauffuhr. Oben angekommen fegte ein stürmischer Wind die vertrockneten Blätter aus den Ecken über den Erdboden, ließ Metall klingend aneinanderschlagen und rüttelte auch sonst an allem, was nicht niet- und nagelfest war.

Er stellte die alte *Bultaco* in einem geschützten Winkel ab, wo sie nicht umzufallen drohte. Dann ging er zur gläsernen Eingangstür der Bar *Paloma*. Sie war verschlossen. Francisco spähte durch das Glas. Er sah einen Fernseher in der hintersten Ecke des Raumes flimmern, aber es war niemand zu sehen. Also versuchte er durch Klopfen auf sich aufmerksam zu machen. Ein Jungengesicht tauchte mit erschrockenem Blick hinter einer Sofalehne auf, und kurz danach erschien ein Mann an der Tür, der ihm öffnete.

»Guten Abend, wir haben geschlossen, tut mir leid.«

»Das macht nichts, ich habe nur ein paar Fragen an Sie.« Francisco zeigt seinen Ausweis.

Pere ließ das Dokument unbeachtet und musterte ihn. »Ja, gut. Womit kann ich Ihnen helfen?«

»Es geht um den Tod von Xesc. Sie haben ja sicher schon davon gehört?«

»Hm.«

»Er kam öfter hierher, nicht wahr?«

»Ja, hier kommen viele Leute oft her. Der Laden brummt.«

»Kannten Sie den Toten?«

»Nein, nur vom Sehen.« Pere fummelte sich eine Zigarette aus einer verknitterten Packung und zündete sie geschickt an.

»Haben Sie eine Vermutung, was ihm widerfahren sein könnte?«

»Xesc? Nein, bei Gott, das habe ich nicht.«

»Gibt es irgendeine Erklärung, warum er gestorben ist?«

»Woher soll ich das wissen?«

»Schade.« Nachdenklich schaute Francisco sich um. »Ist das ihr Kind da hinten?« Er deutete in Richtung Sofa.

»Nein, das ist Luis, der Sohn meines Bruders. Es ... ähm, es geht ihm momentan nicht so gut.«

»Was hat er denn?«

»Das wissen wir nicht. Leider.« Pere blies Francisco den Rauch ins Gesicht.

»Tut mir leid.«

»Ja, dann ... « Mit einem »Was willst du sonst noch?«-Blick guckte Pere den Kriminalbeamten an.

»Danke. Schönen Abend noch.« Francisco prägte sich das Gesicht des Jungen ein und nickte ihm zu. Dann schwang er sich wieder auf seinen motorisierten Esel.

Nach kurzer Fahrt durch die vom Sturm gepeitschte Bucht gelangte er über die Verbindungsstraße in die schmalen Gassen des weiter im Tal gelegenen Ortes. Die herabgefallenen Blätter der Platanen führten einen wilden Tanz auf dem Marktplatz auf.

Francisco betrat das Büro der Ortspolizei. Ein langer Tresen trennte den vorderen Bereich von dem Arbeitsraum dahinter. Miquel war gerade dabei,

das kalte Neonlicht zu löschen und seine Tasche zu nehmen, er war spät dran und wollte Feierabend machen, als Francisco mit einem lauten Knall die hölzerne Durchgangsluke fallen ließ und sich auf die Kante eines Schreibtisches setzte.

»Guten Abend, Miquel. Wie steht's?«

»Was führt Sie zu mir?«, wollte Miquel ohne Umschweife wissen. Schon bei ihrem ersten Treffen zu Beginn der Untersuchungen mochte er diese Spürnase nicht leiden. Er fühlte sich ihm gegenüber minderwertig.

»Wo ist denn dein Kollege?«

»Ist immer noch krank«, antwortete Miquel.

Sein ungebetener Besucher taxierte die Unterlagen, die auf den Tischen lagen. Dann setzte er sich mit dem Rücken zur Wand in einen Bürostuhl, legte bequem die Füße auf den Schreibtisch und ließ den Blick durch den Raum schweifen. »Dein Vater war auch bei der lokalen Polizei, stimmt's, Miquel?«

»Ja.«

»Der hat damals gut nebenbei verdient, nicht wahr?«

Miquel starrte Francisco mit leerem Blick an, so als wollte er sagen, du kannst mich mal! Doch er schwieg.

»Wusstest du eigentlich, dass ich vom Kap komme?«

Miquels Gesichtsausdruck hellte sich ein wenig auf. Er war erstaunt darüber, dass sein Gegenüber aus dem Nachbardorf an der Steilküste stammte. Francisco war also ein Einheimischer, das änderte vieles.

»Ich weiß ganz gut, wo die Schmuggler den Schnaps, den Kaffee und die Massen von Zigaretten versteckten – und wer auf welcher Seite stand ... tja, das waren noch Zeiten, was? Da konnte man noch ungehindert in die eigene Tasche wirtschaften.«

»Das tun die Leute heute auch noch, und? Was hat das mit mir zu tun?«

»Nicht viel, du hast recht«, antwortete Francisco und legte weiter sein Netz aus. »Ich war gerade oben in der Bar *Paloma*.« Er wartete ab, bevor er weitersprach. »Ist ´ne böse Geschichte ...«

»So?«

»Schon komisch, das mit dem Jungen ... Ich bin froh, dass es nicht meinen Jungen erwischt hat.«

»Hast du denn einen?«, fragte Miquel misstrauisch.

»Nein, ich habe keinen Sohn«, antwortete Francisco. »Trotzdem, das wünscht man keinem.«

Er machte eine lange Pause, bevor er nachdenklich fortfuhr. »Hat der Mord etwas mit dem Jungen oben in der Bar *Paloma* zu tun, was meinst du?«

Miquel dachte nach. »Keine Ahnung ...«, sagte er achselzuckend.

»Du kennst doch die Leute hier ganz gut, nicht wahr?«

»Ja, schon ... alles normale Leute. Wenn es Ärger gibt, dann mit den Ausländern.«

»Und wieso?«

»Na ja, bis vor Kurzem hatte ich nie viel zu tun. Aber neuerdings gibt es öfter mal einen Diebstahl oder Einbruch – oder einfach Streit. Die Probleme kommen von denen von außerhalb.«

Francisco nickte verständnisvoll. »Es gibt Neuigkeiten von den Spurensicherern, die wollte ich dir nicht vorenthalten. Schließlich verfolgen wir beide ja die gleichen Ziele.«

»Aha?« In Miquels Augen flackerte Neugierde.

»Wir haben auf dem Pfad, der zum Plateau oberhalb der Schlucht führt, etwas gefunden. Es ist der Fetzen eines Stoffes, offenbar von einer Polizeihose. Sie ist hängen geblieben am Dornengestrüpp oben beim *Coll punt negre*.« Diese Sätze waren gelogen, verfehlten aber nicht ihre Wirkung.

Verstohlen schaute Miquel nach unten auf seine Hose. »Ja, und?«

Francisco ließ den Polizisten nicht aus den Augen. »Du musst mir nichts vormachen, Miquel. Wir wissen doch beide, was Sache ist. Glaubst du im Ernst, ich wüsste nicht, was hier gespielt wird? Du steckst mittendrin in der Scheiße.«

Miquel starrte auf die blanke Wand. Ein Nerv ließ seinen rechten Mundwinkel zucken und brachte ihn aus dem Gleichgewicht. Francisco verharrte in der Zuhörerpose, doch nachdem Miquel es vorzog, nicht den ersten Schritt zu wagen, zog er seine Dame ins Mittelfeld. Verhöre waren nichts anderes wie Schachspiele. Vor Spielbeginn galt es genau zu überlegen, welche Eröffnung man wählt und welche Art der Kriegsführung der Gegner beherrscht. Nur wenige Menschen waren in der Lage, mehr als drei Züge im Voraus zu denken.

»Ich schlag dir ein Geschäft vor, Miquel«, sagte er nach einer Weile.

Miquel war nun so nervös, dass er mit dem Daumen und Zeigefinger seine Nase knetete, die ihn zu jucken schien, während die Hand seinen zuckenden Mundnerv abzudecken versuchte.

»Weißt du, ich könnte euch alle in das schwarze Loch stecken oder euch mit dem Kreuz die Eier platt hauen«, wieder machte Francisco eine nachdenkliche Pause, »aber, es reicht, wenn einer von euch Amigos sich stellt. Ich will nur einen Einzigen. Er wird nach ein paar Jahren wieder rauskommen, dafür werde ich sorgen. Es wäre im Interesse aller, wenn einer von euch die Verantwortung übernimmt. Dann herrscht Ruhe, und die Sache ist erledigt. Ich finde, das ist ein sehr großzügiges Angebot – was meinst du, Miquel?«

Für einen kurzen Moment presste der Polizeibeamte die Lippen aufeinander. Seine Augen flackerten unruhig. Aber dann gewann er seine Fassung wieder.

»Außerdem könnte ich davon absehen, dich irgendwo in die Wüste versetzen zu lassen, oder möchtest du lieber suspendiert werden und als Putze die Tische der Touristen abwischen?«

Miquel nahm seine Schlüssel und ging zur Tür. »Ich muss jetzt gehen, meine Familie wartet.«

Doch Francisco dachte nicht daran ihm zu folgen und blieb sitzen. »Früher oder später kriege ich euch«, sagte er betont freundlich, »euch alle! Ihr werdet umkippen wie die Dominosteine. Ich gebe dir eine Woche. Genau eine Woche.«

Seine Worte hallten in dem schummrigen Raum nach. Schließlich erhob sich der Kommissar und ging wortlos an Miquel vorbei, nach draußen. Er hatte die Leine ausgeworfen. Einer der Fische würde anbeißen, dessen war er sich sicher.

*** Ende der Leseprobe ***

Wenn Sie wissen wollen, wie's weitergeht, dann klicken Sie auf einen der Verkaufshops auf meiner Webseite und kaufen Sie den Roman.

Die meisten Leser lesen ihn einem Rutsch durch ...